

der Jockele allen „Zugereisten“ und den Arbeitsge-  
fellen, die „auf Besuch“ kamen, freie Beche und konnte  
Jeder essen und trinken so viel ihm beliebte.

Tags nachher war der Zeugarbeiter wieder zu  
rubiger Besonnenheit gelangt. Dem Auftrage Bär-  
bele's zufolge ersetzte er seine dürftigen Kleider durch  
einen stattlichen Anzug, kaufte einen neuen Hut und  
blankgewichste Stiefeln, und vergaß auch die silberne  
Taschenuhr mit lang herabhängender Stahlkette nicht.  
Zum Schluß der Toilette ließ er sich den stacheligen  
Bart abnehmen und das verwilderte Haar struhen,  
und nunmehr konnte er es im Außern mit den an-  
sehlichst Burschen des Redarthales aufnehmen.  
Wie strahlte sein Auge in Wonne und Selbstgefühl,  
als er in diesem Staatsanzuge, die dampfende Pfeife  
mit dem polirten Ulmerkopfe im Munde und dem  
zierlichen Gehstock aus knotigem Schlehdorn in der  
Hand, an der Seite Benjamin's dem Hofe Bärbele's  
zuwanderte, wo er den Freund und Wandersgenossen  
der Geliebten vorstellte, und diese mit sichtbarem  
Wohlgefallen die Metamorphose des schabigen Herum-  
streichers in einen sauberen Burschen wahrnahm. Wie  
ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, der Müller-  
Jockele sei wieder da und sähe so vornehm aus wie  
ein Edelmann und würde nun doch des Hofbauern  
Tochter heirathen.

Noch an demselben Tage zog der Bursche wieder  
in seine Mühle ein, und Dank Bärbele's bräutlicher  
Fürsorge, fand er dort Alles, was zunächst für seine  
bescheidene Junggesellenwirtschaft erforderlich war.  
Benjamin blieb einige Tage sein Gast, und während  
dieser Zeit erfuhr der Jockele auch, was nach der  
Erzählung der Großmutter Thalheim in jener Nacht  
der Schlacht bei Leipzig zwischen dem Bagerburschen  
und dem polnischen Offizier geschehen war. Doch  
mußte er ihm darüber Verschwiegenheit angeloben  
und beschwören, wie es auch kommen möge, das  
Bärbele, die am Sterbebette des Vaters eine Ahn-  
ung von der grausigen That erlangt, niemals in das  
Geheimniß einzuwöhnen.

3.  
Endlich mußte geschieden sein. Der Jockele be-  
gleitete den neugewonnenen Freund ein gute Strecke.  
Dieser wandte sich dem Schwarzwalde zu. Drei Tage  
lang wanderte er allein weiter, bis er von ferne  
schon das gewaltige Münster, „die Perle des Elsaß“,  
aus der Ebene emporsteigen sah. Beim Anblick der  
wallungürteten alten Reichsstadt fiel dem Gesellen  
die Schilderung Straßburg's durch den Herrn Prä-  
ceptor an jenem Abend ein, wo vor länger als zwei  
Jahren beim Abschiedsmahle die Großmutter ein so  
merkwürdiges Stück ihrer Lebensgeschichte zum Besten  
gegeben hatte.

Es ist sonderbar, dachte er, von dem schwarzen  
Zacharias, welcher in jener schrecklichen Nacht den  
unglücklichen Polen ermordete, habe ich in wunder-  
barer, wenn auch unheimlicher Weise in Württem-  
berg wieder gehört. Unter welchen Umständen werde  
ich wohl den Husaren von Straßburg auffinden,  
vorausgesetzt, daß er noch lebt und sich in der großen  
Stadt erfragen läßt?

Die rothhosierte französische Schildwache auf der  
Kehler Brücke, und allerhand Scheererien, welchen  
damals jeder Frankreichs Grenzen überschreitende  
Reisende und insbesondere Handwerksburschen unter-  
worfen waren, erinnerten Benjamin, daß er auf dem  
Boden „des heiligen Frankreichs“ stehe. Er dankte  
dem Himmel, als der grimmige Polizeibeamte gegen  
Erlegung von zehn Sous ihm das roth abgestempelte  
Wanderbuch zurück gab und er seinen Weg nach der  
Stadt fortsetzen konnte.

Dort empfing der Herbergsvater der Schlosser den  
Sachsen mit großer Freundlichkeit. Er setzte sich zu  
ihm, fragte wo aus und ein und ließ ihn wissen,  
daß viel Fragens sei nach einwandernden Gesellen  
und er hier jeden Augenblick Arbeit finden könne.  
Das war dem Benjamin eben recht. Er ließ sich  
ein tüchtiges Stück des berühmten Straßburger Gänse-  
bratens geben, trank einen Schoppen Magenheilmilch  
dazu und rüstete sich zum Auszuge.

„Herr Vater,“ sagte Benjamin, „wissen Sie mir  
vielleicht Auskunft zu geben über einen Mechanikus  
des Namens Andre Ami?“

„Ist es Scherz oder Ernst, daß Sie mir diese  
Frage vorlegen?“ fragte argwöhnisch lächelnd der  
Herbergsvater.

„Es ist mein Ernst,“ entgegnete der Gesell. „Ich  
soll ihm einen Gruß bestellen aus Leipzig, und wenn  
er nicht mehr am Leben sein sollte, gilt mein Auf-  
trag seinen Hinterlassenen.“

„Er lebt noch, Sachse, und ist mein Bruder!“  
sagte der Herbergsvater.

„Ihr Bruder?“ rief erfreut der Gesell. „Dann  
sagen Sie mir nur gleich, wo er wohnt!“

„Am Münsterplatz. Dort finden Sie ihn in dem  
großen Eckhause mit den drei Erkern, das ist sein  
Eigentum.“

„So geht's ihm also wohl, Herr Vater?“

„Das wollte ich meinen, er ist ein reicher Mann.  
Aber wie kommen Sie zu diesem Auftrage?“

„Er war vor Zeiten französischer Husar und hat  
als solcher im Jahre 1813 die Schlacht bei Leipzig

verlieren helfen. Ist es nicht so?“ rief lachend der  
Gesell.

„Nur keine schlechten Witze, Sachse!“ erwiderte  
mit zusammengezogenen Brauen der Herbergsvater.  
„Mein Bruder hat als braver Soldat seine Pflicht  
gethan und die Narbe in seinem Gesicht ist dafür  
ein sprechendes Zeugniß.“

„Das bezweifle ich auch gar nicht, Herr Vater,“  
bemerkte Benjamin. „Aber, daß Ihr tapferer Bru-  
der, der vormalige Straßburger Husar, die Narbe  
samt seinem Kopfe noch gesund und munter mit  
sich herumträgt, verdankt er Niemand anders als  
meiner alten guten Großmutter.“

„Ihrer Großmutter?“ schrie mit französischer Leb-  
haftigkeit der Herbergsvater. „Sachse, Sie sprechen  
doch nicht —“

„Ich spreche von meiner Großmutter, die als  
junges Mädchen einen verwundeten Elsässer Husaren  
pflegte. Hat Ihnen Ihr Bruder niemals von seinem  
Schlupfwinkel in einem leeren Taubenhause erzählt?“

„O, Du Mann Gottes, wie wird sich mein Bru-  
der freuen!“ rief jetzt der Herbergsvater. „Freilich  
hat er uns all seine Kriegsabenteuer mitgetheilt, aber  
was die barmherzige Samariterin an ihm gethan,  
das ist ihm die schönste Erinnerung geblieben. Kom-  
men Sie, Sachse, und begrüßen Sie sein Töchter-  
lein Heloise, die eben bei meinen Frauensleuten zum  
Besuche ist.“

Der Herbergsvater sagte den Gesellen bei der  
Hand und führte ihn die Treppe hinauf in das Fa-  
milienzimmer, wo seine Frau mit zwei jungen Mäd-  
chen beim Kaffe saß. Sie staunten nicht wenig, als  
der Hausherr den Gesellen in staubiger Reifeblouse  
hereinbrachte und traulich den Arm um seinen Nacken  
legte.

„Heloise,“ sagte er, sich an eines der jungen Mäd-  
chen, ein allerliebste Schwarzköpfchen mit dunklen  
Feueraugen und ledern Stumpfnäschen, wendend,  
„diesen wackeren Gesellen empfehle ich besonders  
Deiner Aufmerksamkeit. Er ist ein Enkel des edlen  
sächsischen Mädchens, das Deinem Vater nach der  
Schlacht bei Leipzig das Leben rettete.“

„O mon Dieu! Wie wird sich der Vater freuen!“  
rief Heloise aufspringend und dem befangenen Gaste  
die kleine hübsche Hand reichend. „Monsieur, ich  
nenne Sie von Herzen in Straßburg willkommen.  
Unsere Dankbarkeit kommt Ihnen entgegen, aber wir  
werden nimmer unsere Schuld gegen Ihre Familie  
wett zu machen im Stande sein.“

Benjamin verbeugte sich, aber in seiner Verlegen-  
heit so unbeholfen, daß er es selbst fühlte, und sich  
darüber ordentlich schämte. Aber die munteren Fran-  
zösinnen wußten ihm die Verlegenheit bald zu be-  
nehmen. Er mußte sich mit an den Tisch setzen und  
eine Tasse von dem Lieblingsgetränk, dem duftenden  
Mocca, den kein Sachse verschmäht, annehmen, und  
da fand er denn auch die Sprache und Unbefangen-  
heit wieder. Er erzählte den Damen von Leipzig  
und dem Ranstädter Steinwege mit seinen Schlacht-  
erinnerungen, und von der Großmutter und ihrem  
häuslichen Leben und knüpfte daran allerhand Reise-  
Erlebnisse. Er bemerkte in seiner Behaglichkeit kaum,  
daß der Abend zu dämmern begann. Heloise rüstete  
sich zum Aufbruche. Der Onkel griff nach seinem  
Hute und forderte Benjamin auf, ihn und Heloise  
nach des vormaligen Husaren Wohnung zu begleiten.

In der ersten Etage des palastartigen Hauses be-  
fand sich Andre Ami's umfangreiches Magazin. Als  
die Drei dafelbst eintraten, kam ihnen der Hausherr  
entgegen und fragend hafete sein Blick auf dem  
fremden Handwerksgefallen.

„Kannst Du errathen, wer dieser Geselle ist,  
Andre?“ rief der Herbergsvater. „Sieh' Dir ihn  
nur recht genau an. Findest Du in seinem Antlitze  
keine bekannten Züge aus alter Zeit?“ — Er  
kommt von Leipzig und bringt einen Gruß von Deiner  
Ketterin!“ fuhr der Herbergsvater fort, als Andre  
verneinend den Kopf schüttelte.

Ueber das kalte, ernste Gesicht des Mechanikers  
flog ein Freudenblick und er streckte dem Gesellen  
beide Hände entgegen.

„Das ist ja ein herzlicher Besuch!“ rief er.  
„Willkommen in meinem Hause!“ Wie geht's da-  
heim in dem lieben Leipzig und ist meine barmherzige  
Samariterin noch wohl auf?“

„Bin seit zwei Jahren auf der Wanderschaft,“  
erwiderte Benjamin, „aber nach allen Briefen, die  
ich aus der Heimath empfang, ist dort noch Alles  
frisch und gesund.“

„Sie sind ein Schlosser und nach der Begleitung  
meines Bruders zu schließen wohl auf der Herberge  
eingewandert? Bedenken Sie hier in Arbeit zu treten?“

„Ich hätte wohl Lust dazu,“ meinte der Gesell.

„Dann dürfen Sie an meiner Werkstelle nicht  
vorbei. Ich beschäftige in derselben bereits zwei  
Schlosser und es hat mir schon seit längerer Zeit  
ein dritter Mann gefehlt. Doch davon später. Vor  
der Hand, Bruder, läßt Du das Felleisen des Herrn  
— Wie heißen Sie doch?“

„Benjamin Thalheim —“

„Läßt Du Herrn Thalheim's Felleisen hierher  
schaffen, denn so lange Sie in Straßburg bleiben,

das versteht sich von selbst, gehören Sie zu meiner  
Familie. — Heloise, führe unseren Gast in die Wohn-  
ung und stelle ihn der Mutter vor. Ich komme  
auch gleich hinaus.“

Und so zog denn Benjamin in das Haus des  
ehemaligen Husaren ein! Er erhielt ein hübsches  
Zimmer und nachdem er in der Werkstätte Ami's Ar-  
beit genommen, aus dessen Küche seine Mahlzeiten.  
Sonntags, wo der Feuerarbeiter sich „propre“ zu machen  
pflegt, speiste er an seines Arbeitsgebers Tische. Das  
behagte nun zwar Benjamin recht wohl, aber er fühlte  
in dem gastlichen Hause auch bald eine innere Un-  
ruhe, die sich merkwürdiger Weise in Heloisens Gegen-  
wart bedeutend steigerte. Jetzt gedachte er des Schwa-  
ben Jockele und wie er diesem bei seiner Liebesklage  
ein Schelmenliedlein vorsang. Es ist doch ein ge-  
fährlich Ding um die Liebe! seufzte er. Ich glaube,  
ich habe dem Loisel zu tief in die schwarzen Bli-  
zungen geguckt und sie hat mir's angethan! —

Seine beiden „Nebengesellen“, ein Dresdener  
und ein Pforzheimer, kriegten die Sache bald weg.  
Benjamin stieß manchmal einen schweren Seufzer  
aus, ließ Minuten lang Hammer und Feile ruhen,  
und wenn er die Fänge nehmen sollte, griff er nach  
der Blechschere. Träumend starrte er in die glühen-  
den Kohlen und ließ wohl auch das eingelegte Eisen  
darin verbrennen. Wenn sich aber ein Feuerarbeiter  
in der Werkstatt solchergestalt gebahrt, dann ist er  
sicherlich verliebt.

„Laß Dir den Appetit vergehen, Landmann,“  
sagte eines Tages der Dresdener. „Das Loisel ist  
nicht für unser Eimen. Schwänzelt doch auch der  
reiche Tabakshändler Montfroid um sie herum und  
sitzt ganze Abende oben beim Alten, mit dem er Zeit-  
ungen liest und Politika verhandelt.“

„Dummes Zeug!“ fiel der Pforzheimer ein, in-  
dem er seine in Roth und Blau spielende riesige  
Nase mit dem hornigen Zeigefinger rieb. „Seht,  
Brüder, ich bin nun 40 Jahre alt und 19 auf der  
Wanderschaft, da lernt einer gewiß die Mädchen ken-  
nen! Die haben ihre Muden; wenn ein junges rei-  
ches Mädchen einen alten Kerl heirathet, hat gewöhn-  
lich der Teufel den Heirathcontract unterschrieben.  
Der dicke Montfroid kriegt das Loisel gewiß nicht —  
aber Du Sachse kannst Dir ihrethalben auch den  
Mund wischen.“

„Was Ihr auch schwätzt!“ rief erröthend der Ver-  
liebte. „Weßhalb meint Ihr denn, daß ich in Heloise  
verliebt sei?“

„Darum keine Feindschaft niche!“ lachte der Dres-  
dener.

„Und wer wollte Dir's auch verdenken? Du bist  
in der Familie des Alten gehalten wie ein Vetter,  
ist und trinkst von seinem Tische, holst dem Loisel  
grünes Kraut für ihren „Karnarienvogel“ und wenn  
Du ihr Blumen mitbringst, stellt sie selbige vor dem  
Fenster ins frische Wasser. Das kann einem Ge-  
sell, der sein Handwerk versteht und guter Leute  
Kind ist, schon Muth machen. Aber wenn auch das  
Mädel wollte, so ist's anders mit dem Alten. Der  
ist ein reicher Mann, Loisel sein einzig Kind, und  
ich schwöre, er will mit ihr hoch hinaus und mag  
nur einen vornehmen Schwiegerohn. Hast Du denn  
schon einen Liebesantrag gemacht?“

„Da Ihr's nun einmal wißt, so will ich's nicht  
leugnen, daß ich dem Loisel gut bin,“ sagte Ben-  
jamin. „Aber ob sich auch schon einige Male Ge-  
legenheit dazu bot, ich habe noch nicht den Muth ge-  
habt, ihr es zu gestehen. Ich konnte das Wort nicht  
über die Lippen bringen.“

„Hättest Du Dir nur einen tüchtigen Haarbeutel  
angetrunken, Bruder Leipziger, das Herz würde Dir  
schon auf der Zunge zersprungen sein!“ rief der  
Pforzheimer.

„Hast Du's denn je probirt, Pforzheimer?“ fragte  
der Dresdener.

„Ei freilich!“ schmunzelte der. „In Breslau hatte  
ich auch ein Mädchen kennen gelernt, die gerade so  
hübsch wie das Loisel ausah und eine Schuster-  
meisterstochter war. Aber sie war hoffärtig und gab  
sich mit uns Gesellen gar nicht ab. Und doch hatte  
ich mich in sie verliebt bis über die Ohren. Da  
säufelte ich mich denn einmal auf dem Tanzboden  
recht ordentlich an, trat kacklich auf das Dirnel —  
sie nannten sie wegen ihrer großen blauen Augen  
nur Bergigmeinnicht-Julchen — hin, umschlag sie  
mit meinen Armen und sagte: Bergigmeinnicht-Julchen,  
mich sollen die Sperlinge fressen, wenn ich Sie nicht  
liebe wie ein Berrückter.“

(Fortsetzung folgt.)